Stephan Gottet stellt Al Imfeld Fragen. Ein sonderbares Interview (laut Al Imfeld)

Ich erinnere mich gut und gerne an die Tage, da Al Imfeld bei uns in der kleinen Kapauzinergemeinschaft der Msimbaza Pfarrei wohnte. Tagsüber ging er seiner Arbeit in der Stadt nach, abends hatten wir öfters Zeit zum Austausch bei einem kühlenden Bier. Al war ein sehr aufmerksamer Zuhörer, ein guter Beobachter und seine Fragen betrafen immer Anliegen, die unsere Arbeit in Tanzania betrafen: wie soll das Evangelium verkündet werden? wie soll Entwicklungshilfe, bzw Entwicklungszusammenarbeit aussehen, damit sie Zukunft hat? Oft hatten wir alle mehr Fragen als Antworten. Selber Anfänger in Tanzania störten mich diese Fragen nicht, im Gegenteil, ich empfand sie stimulierend. Ich fand es sehr schade, dass sein Einsatz ein vorzeitiges Ende fand.

Isidor Peterhans

Bist du darum Priester geblieben, um der Natur zu dienen, der metaphysischen und der ganz kommunen Natur des Alltagsmenschen?

Sobald ich das Wort Natur höre, werde ich sehr vorsichtig. Natürlich kannst du es in einem philosophisch-metaphysischen Sinn verstehen. Selbst dann bewegst du dich in der aristotelisch-scholastischen Tradition; diese jedoch habe ich seit langem versucht abzustreifen. Ich versuchte, stets in Diensten von Menschen zu stehen; des ganzen Menschen, wo es keine Trennung zwischen Leib und Seele gibt. In diesem Dienste waren für mich stets Tiere und Pflanzen, Bäume und Steine (ganz im Sinne der Kelten) inbegriffen, denn ohne Kontexte gibt es den Menschen nicht. Ja, du hast recht: Ich drehe mich um den Alltagsmenschen. Dazu gehört auch das Langweilige und das Einsame. Doch zurück zur Frage. Ich bin Priester geblieben, weil ich rein soziologisch das, wovon ich geträumt und was ich dann zu leben versucht habe, niemals abstossen kann. Es ist zu einem Teil von mir geworden. Genau das Gleiche könnte ich über die Missionsgesellschaft sagen: Ich bin noch immer und werde Mitglied bleiben.

Dein Äusseres, pardon, erinnert nicht unbedingt an Franz von Assisi. Dein Handeln aber sehr. Du sorgst dich um Mensch und Tier, um deren Kultur, deren Innenleben. Warum?

Diese Frage ist mit der ersten Antwort bereits geklärt. Die Einheit der Schöpfung macht es aus. Dabei darf unter keinen Umständen vergessen werden, dass alle – selbst der Stein – ihre Rechte haben. Gleichberechtigung bedeutet für mich, jedem sein Recht zuzugestehen. Dazu gehört – meiner Ansicht nach – auch die Pflicht, Rechte bestimmter Personen oder Privilegierter, aber auch des sog. Natur- (oder eines gewissen Heimat-) schutzes nicht überborden zu lassen. Rechte dürfen und müssen – im Dienste des Ganzen – beschnitten werden. Da die Geschichte viele und vieles benachteiligt hat, muss um ihre Rechte gekämpft werden; Gerechtigkeit kommt nie von selbst. So etwas glauben höchstens naive Volkswirtschaftler. Da habe ich meine Aufgabe gesehen: Rechte den Schwarzen, Rechte den Frauen, Rechte den Gleichgeschlechtlichen, Rechte auch den Tieren und Pflanzen. Rechte für Sonderlinge und selbst solche, die kriminell geworden sind. Ich kämpfe daher auch für eine Erneuerung des Straf- und Gefängniswesens, welche beide sich – meiner Ansicht nach – in einem miserablen und gar vormenschlichen Zustand befinden. Der Rache-Gedanke überwuchert alles.

Al ist nicht die Abkürzung für Al lwissend, eher für Al lgegenwärtig, und ganz genau für Alois, weil dieser dich zu sehr an den Jesuiten Alois von Gonzaga erinnert?

Es stimmt. Ich habe mich immer über diesen Namen (und das heisst auch Vorbild) geärgert. Warum sollte ein Sexualpsychopath die Leuchte meines Lebens sein? Ich habe im Laufe meines Lebens weltweit erfahren, wie wichtig in der Jugend Vorbilder sind. Ich weiss jedoch auch, dass jeder Mensch im Laufe seiner Alterung das Vorbild entweder überholen oder ergänzen muss. Ich hatte in den USA die Chance, als man mir den Namen Alois zu Al zusammenstrich. Das war für mich wie eine neue Taufe.

Hat E.M. Cioran vielleicht doch Recht, indem er in seinem Werk «Vom Nachteil, geboren zu sein» (1923) behauptet: «Das Leben ist eine Fehlmutation per se, ein Unfall der Natur, mit der sie sich selber bestrafen wollte», und «indem die Natur den Menschen zuliess, hat sie ein Attentat auf sich selbst verübt». Bräuchte es dann exklusiv nur für den Menschen einen Gott?

Moment mal. Du packst viel zu viel in eine Frage und wirfst somit auch leicht Dinge durcheinander. Zur Klärung: Cioran ist ein Pessimist, der ganz und gar nicht zu mir passt. Zweitens: Sein Natur-Begriff ist mehr als fragwürdig, typisch noch fürs 19. Jahrhundert. Drittens: Ob du nicht am falschen Ort mit Gott einsteigst? Also noch einmal sei meinerseits betont, dass Natur und Mensch nicht voneinander getrennt werden können. Hier ist typisch ein dualistisches Denken am Werk: die alte frühchristliche Auseinandersetzung, die auf gnostischen, esoterischen und mystischen Lehren und Ansichten von Zoroaster und Mani basiert. Diese nahmen an, dass beide, sowohl Natur als auch Körper, schlecht seien und dass die Natur stets rächend dazwischen fahre. Betrachten wir einmal die Evolution in der langen Dimension von Jahrmillionen, und wir sehen, da wurde nicht plötzlich der Mensch in dieses Chaos Welt geschmissen, nein, er

wuchs daraus heraus. Falls du das auch annimmst, kannst du das Ganze als Natur ansehen, wobei der Mensch essentieller Teil davon ist, nicht ein Unfall; Unfälle baut sich der Mensch selbst. Und nun zu Gott. Ich würde meinen, der Mensch musste ihn schaffen, und er hätte dieses tun müssen, selbst wenn es ihn schon gegeben hätte, denn niemand hat ihn jemals gesehen. Somit musste der Mensch denn auch Menschwerdungen Gottes zulassen oder kreieren. Die Religionswissenschaft zeigt uns, wie viele Varianten da möglich waren. Man kann auch hier eine Entfächerung sehen: Judentum zum Christentum und weiter zum Islam. Menschwerdungen sind eine gedankliche Weiterführung des Schamanismus, wo der gewöhnliche Mensch in seiner Kleinheit zwischen unten und oben als eine Verbindung steht.

Als Gegengestalt zur pessimistischen Weltanschauung von Cioran möchte ich den geistig und körperlich behinderte Georg Paulmichel hinstellen: «Ich habe Glück gehabt, dass es mich gibt.» (siehe Prof. Johannes Gruntz-Stoll, Erzählte Behinderung, narrative Heilpädagogik, Haupt Verlag, Bern 2012). Warum nutzen wir dieses Glück kaum, ist es legitim, das für uns vermeintliche Glück anderen unterzujubeln?

Darauf weiss ich nur oberflächlich eine Antwort. Mir gefällt das Wort Glück ganz und gar nicht. Ich möchte es eher Zufriedenheit nennen. Weiter: Das Leiden gehört zum Wesen der ganzen Schöpfung; überall kann es Ausnahmen geben oder wir sagen auch «kann etwas daneben gehen». Der Mensch hat die Chance, sich selbst zu trösten, Erklärungen zu geben und immer wieder versucht zu sein, das für ihn Unpässliche anderen Verursachern zuzuschieben. Etwas Sündenbockmentalität hilft scheinbar im Leben. Selbst Gott wird also zum Sündenbock oder Verursacher des Leids. Wir befinden uns also im grössten Hotspot menschlicher Psychologie. – Menschen sollen einander stützen, einander trösten. Das gilt vor allem für die Nachbarschaft und im Bereich des Gemeinwesens, in dem der Mensch wirkt oder Einfluss hat. Eine grosse Frage ist: Wie weit über Kulturen und Grenzen hinweg können Menschen einander trösten? Ich denke da stark subsidiär, vor allem auch deshalb, weil der Trost in verschiedenen Kulturen je etwas ganz anderes beinhaltet. Von Glückstransfer sollte niemand sprechen, das wäre verwegen.

Mission beendet, dein neuestes Werk. Kann man nicht gerade in diesem Buch vom persönlich erlebten Glückstransfer sprechen? Kein Export von Gesetzestafeln und anderen kuriosen Vorstellungen und Maximen, sondern die simple «Vorbild»-Funktion eines jeden Menschen?

Die Frage ist oben bereits beantwortet. Ich möchte nochmals die besondere Ausstrahlung eines zufriedenen Menschen betonen. Zufriedenheit steckt an; nicht jedoch Glück, denn dieses macht neidisch. Ich habe Menschen niemals Glück gebracht, ich habe sie bloss zu verstehen versucht, und dieses Ernstnehmen löst beim Gegenüber das Gefühl des Ernstgenommenseins aus. Das ist es. Ehrfurcht vor allem oder Bescheidenheit lässt geknickte Köpfe sich etwas heben. Du hast ein Abbild in der Sorge um Blumen.

Die fassbare Natur, die Erde und deren irdische Genüsse, sind für dich wichtig. Sind sie dem Himmel, sollte es ihn geben, näher?

Erneut eine Fangfrage, weil du mit Natur einsetzest. Kurz nur: Das Geniessen ist mehr als bloss das. Es enthält eine Respektbekundung, es enthält stille Freude. Weiter. Ich geniesse nicht nur Essen und Trinken; ich sehe im gleichen Moment dahinter Geschichte und Geschichten. Ich geniesse also gleichzeitig mehr als nur ein Tartar; ich nehme auch den Kontext wahr. Einen religiösen Himmel brauche ich nicht und kann daher auch nicht vergleichen.

George Bataille in «Die Aufgaben des Geistes. Gespräche 1948–1961»: «Es wäre an der Zeit, dass das menschliche Bewusstsein aufhört, in Sparten zu denken. Keine Form des Geistes ist eine bevorrechtigte Form.» Welche Sparten ärgern dich?

Wer das Interview bis dahin verfolgt hat, muss es eigentlich bereits wissen. Es sind nicht so sehr Sparten, sondern falsche Schubladen, Unterstellungen oder Vorurteile. Es ist klar, aber auch quälend, dass ich beim Schreiben nicht alles überspringen und in eins packen kann. Ich muss also etwas umschreiben, um Sparten zu sprengen. Doch jeder Mensch trägt seine Geschichte mit sich und kann sie höchstens psychopathologisch abstülpen. Wie gesagt, ich bin Priester und bleibe es, obwohl er natürlich dauernd ein anderer oder erweitert wird. Ein anderes Beispiel: Jeder hat eine Afrika-Vorstellung. Für mich heisst Entkolonialisierung, dass ich selbst dieses Afrikabild dauernd erweitere. Zum Schluss noch: Was mich ärgert, ist, dass ich – sei es in einer Kirche, sei es in einer Partei – sofort einem Denkzwang unterliege, denn die Fraktion sagt, was ich vertreten darf. Deshalb bin ich trotz meiner Menschenfreundlichkeit ein Individualist. Für mich ist selbst sog. Wahrheit nur 40–50 Prozent wahr. Absolute Wahrheiten kann es nicht geben, denn alle Wahrheiten stehen in Bezügen und Netzwerken.

Du bist für mich ein Arbeiterpriester; für diesen Ausdruck entschuldige ich mich nicht. Du bist mit

etwas Geistigem verwandt, welches du auch zelebrierst. Nachher tags- und auch nachtsüber agierst du, also bist du ein hundskommuner Mensch wie Hinz und Kunz und Gritli? Bist du beleidigt, oder ist etwas Wahres an dieser Frage?

Ich stimme zu. Ich habe mich stets hinter andere und Wichtigeres zurückgezogen. Ich bin eingetaucht und ging daher ab und zu vergessen. Solches nimmst du mit dieser Haltung auf dich. Sie ist übrigens ganz und gar nicht leicht. Ich bin nicht versteckt um des Untertauchens willen in eine Fabrik gegangen; ich ging etwas versteckt und möglichst unaufsehnlich (unauffällig? Anm. der Red) in die Welt hinein, förderte andere, nahm sie mit. Das Geheimnis eines echten «Arbeiterpriesters» ist es nicht, als Priester versteckt zu bleiben, sondern etwas auszustrahlen, das etwas Kreatives bewirkt. Wer so handelt, handelt zwar gleich wie Kunz und Gritli; doch etwas macht den Unterschied, und das kann ich nicht beschreiben.

1976, Daressalam: Du wohnst zusammen mit Isidor Peterhans im Kapuzinerkloster. Beide seid ihr Söhne einer braven, stockkonservativen, mit vielen Kindern gesegneten Bauernfamilie. Welche Erinnerungen hast du an diese Zeit?

Ich sollte für die tansanische Bischofskonferenz (damals 24 Diözesen) ein Entwicklungskonzept erarbeiten. Anders und direkter gesagt: Ich sollte den Einsatz von Entwicklungsgeldern überprüfen, denn die meisten Bischöfe hatten kein Entwicklungskonzept, arbeiteten gar gegen den Präsidenten mit dem eigentlich stark von den Kapuzinern beeinflussten Konzept ujamaa. Ich hatte einen unmöglichen Job; man warf mir überall Prügel zwischen die Beine und versuchte mich sogar umzubringen. In dieser Zeit kam ich jeweils abends erschöpft ins Kapuzinerkloster zurück und genoss ihre schlichte Gemeinschaft. Abrupt nahm die Arbeit ein Ende, denn der Sekretär der Bischofskonferenz entführte mich einfach eines Tags und setzte mich auf den Flieger. – Eines habe ich deutlich erlebt: Das aufgeschlossene und weltweit orientierte Arbeiten der Kapuziner und das verlorene und eher egoistische Wirken der Bischöfe, die mit Finanzen überhaupt nicht zurechtkamen und schlimmer – nach Strich und Faden Geld veruntreuten. Ich habe in Daressalam zwei Wirklichkeiten erlebt.

Du hast für die WOZ geschrieben, Niklaus Meienberg, ein Bekannter aus meiner Fribourger Zeit, auch. Er war wie du ein begnadeter Erzähler und in seinen Liebesgedichten einmalig. Woran ist er zerbrochen und warum du nicht?

Jede Antwort wäre vermessen. Ich habe Niklaus sehr gut gekannt; wir beide haben einander gegenseitig bewundert. Ich war ein starkes Bindeglied zu seinem Bruder, der Benediktinermönch ist und in Kenia aktiv sich betätigt. Bei jedem Besuch dort (und es war oft) musste ich Grüsse mitbringen und solche zurück nehmen. Beide Brüder konnten zunächst einander nicht verstehen. Niklaus hasste jede Art von Frömmelei und Pharisäismus. Vielleicht war er oder wollte er zu radikal ehrlich sein. Auf dieser Welt gehört etwas Verlogenheit selbst zum Heiligen. Er trug andere Dilemmata mit sich herum und vielleicht – nur vielleicht – ist er an diesen zerbrochen. Er konnte vielleicht zu wenig mit dem Sowohl-als-Auch leben.

Viktor Röthlin, unser sympathisches Marathon-Ass, möchte in London als erster Nichtweisser über die Ziellinie laufen. Warum akzeptieren wir diese offensichtlich rassistische Aussage?

Jetzt sind wir genau bei dem Punkt, an dem vielleicht Meienberg gescheitert ist, nämlich alles klar, eindeutig und ohne falsche Worte zu leben. Und das geht einfach nicht, sonst beginnst du zu spinnen. Nur ganz kurz zum Thema: Es ist offensichtlich, dass schwarze Menschen – ob in Afrika oder der Karibik oder den USA – für bestimmte athletische Disziplinen ganz kleine Vorteile haben. Im Marathon zeigt es sich bis heute, dass Ostafrikaner diesen am besten über die Strecke bringen. – Verfallen wir als Menschen nicht dem amerikanischen Wahn der absoluten Korrektheit. Besser wäre dann Sprachlosigkeit und Schweigen: Ich tue beides zu seiner Zeit.

Jeden Samstag führst du einen Mittagtisch durch. Jeder ist willkommen, sogar der Fragende. Lazarus neben Herrn König David. Niemand bekommt bei dir nur Brosamen. Warum?

Ich versteh die Frage nicht und kann sie daher nicht beantworten. Nur etwas. Mit Brosamen und altem Brot kann man sogar eine gute Suppe machen, und hast du dann noch zwei Eier, gibt es Vogelheu. – Was ich meine? Uns und den meisten Hungernden fehlt oftmals einfach Phantasie. Afrika hätte – wissenschaftlich festgestellt – gegen 50'000 potentielle Pflanzen, die menschlicher Nahrungsträger sein könnten. Warum verschwand die Kunst des Kultivierens, Züchtens, Pfropfens und Kreuzens. Warum? Das wäre die eigentliche Frage, nicht der Hunger.

St.G.

Die drei vorläufig letzten Bücher von Al Imfeld

Er macht es einem wirklich nicht leicht, Al Imfeld. Darum macht es sich der Rezensent umso leichter, indem er nur seine drei letzten Bücher heranzieht. Dutzende Publikationen entstammen seiner Feder. Von Jugenderinnerungen aus dem Napfgebiet bis hin zu kulinarischen Verführungen. Eigentlich müsste Al aus dem Punjab, dem Fünfstromland, stammen, anders sind seine vielen Quellen nicht erklärbar. Gedichte wie die Reis Blues und fast ebenso eindringlich und seltsam schön wie der Cantico, der Sonnengesang des Franziscus, nämlich «Der aktualisierte Sonnengesang». Wenn wir uns anmassen Entwicklungszusammenarbeit (EWZ) leisten zu wollen, so müssen wir uns zuerst mit der Kultur des jeweiligen Landes, Kontinentes vertraut machen und die Vermutung liegt nicht fern, wenn man behauptet, dass, wer sich selber vorher keine eigene Kultur angeeignet hat, also keine eigene besitzt, bei der Auseinandersetzung mit einer fremden Kultur kläglich scheitern muss. Als Beispiel Ernst Jünger: Europa wurde mehr durch den Wein (als Sammelbegriff für alle kulturellen Bestrebungen, Anm. der Red.) gemacht als durch das Schwert. Unsere Geschichtsschreibung lehrt uns aber eher die Daten von Schlachten, das Abschlachten von Andersgläubigen, erzählt von Eroberungen und Plünderungen, verklärt die Untaten von Potentaten und Massenmördern, als dass sie uns die Geschichte von der Kultur des sozialen Zusammenlebens, der Religionen, der Philosophie und der Kunst im Allgemeinen näherbringt. Was wäre aber Frankreich ohne seine Weinkultur? Beginnen wir bei Al Imfelds bäuerlichen Wurzeln und deren Kultur, obwohl es auch im Napfgebiet seit Menschengedenken keine Mammuts mehr gibt, geschweige denn

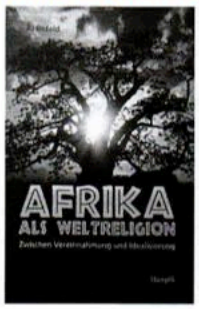
Elefanten in der Sahara. Agrargeschichten aus Afrika

Gerade habe ich mit Al Imfeld über einen Artikel im Tagi vom Samstag, 11. August 2012 gesprochen: «Mehr Mais für Motoren als für Menschen» (in den USA). Also wurde mehr Mais gepflanzt um Ethanol, den Treibstoff für Motoren, herzustellen als um Nahrungsmittel für Mensch und Tier zu produzieren. Ja, da wird auch noch ein grosser Teil davon abgezweigt für die Herstellung von Kraftfutter für unseren Freund, das Tier. In Kenia wurde der Mais zur nationalen Pflanze erhoben. Auch in Tansania. Der afrikanische Dichter Lewis Nkosi erklärt sogar den Mais zum «General aller Nahrungsmittel». Und es ist für den Afrikaner total unverständlich, dass Mais für Vieh und Motor missbraucht wird.

Klappentext: «*Seit Jahrzehnten kennt Al Imfeld Afrika und schreibt über die Geschichte dieses aussergewöhnlichen Kontinents. Ob Archäologie oder Religion, Pflanzenzucht oder Soziologie, Geologie oder Psychoanalyse – diese Agrargeschichten werfen einen assoziativen und höchst eigenwilligen Blick auf die hergebrachte Forschung, stellen bequeme Vorurteile infrage und bieten neue Deutungen an.*» Imfeld setzt sich vehement für eine eigenständige Geschichte Afrikas ein. Was sich auf diesem Kontinent abgespielt habe, bezeichne die Geschichtsschreibung als prähistorisch. Das sei abwertend, da nur der Höherstehende als historisch angesehen werde. Was schriftlos sei, werde nicht goutiert. Die europazentrierte Zeitmessung existiert auf dem schwarzen Kontinent nicht. Dabei existiert eine unglaublich lange, aber schriftlose Dokumentation einer Agrarwirtschaft, um die sich der Kolonialist einen Deut kümmerte und die er noch immer kaum zur Kenntnis nimmt. «*Der Mensch muss zum Überleben essen, das heisst, Agrargeschichte setzt mit dem Erscheinen des Menschen ein.*» Also noch vor dem Erscheinen von Religionen? «*Diese Landwirtschaft konnte nicht einfach importiert worden sein; sie musste sich an Ort und Stelle entwickeln*». Zuerst die Pflanzen, dann das Vieh und der Pastoralismus (Hirtenkultur). Die ältesten Spuren des homo sapiens sind bis dato schliesslich in Afrika gefunden worden. Und es ist reizvoll darüber nachzudenken, dass unser Synesius vielleicht afrikanische Wurzeln hat. Absolut zum Nachdenken einladend Imfelds Beschreibung der Décrue-Landwirtschaft; *Décrue ist die systematische Umpflanzung von Schösslingen durch geschickte Nutzung der Feuchtigkeit im Boden, sie geschieht während dem sukzessiven Rückzug des Wassers*». Die Kolonialisten und deren Nachfahren bewässern aber auf Teufel komm raus, doch woher das Wasser nehmen, wenn es versiegt? «*Auf keinem Kontinent fanden Archäologen so viele und verschiedene Formen von Hacken wie in Afrika*». Im Gegensatz dazu der Pflug. Der greift zu tief und führt zur Erosion der dünnen Humusschicht. «*Die Kolonialisten* (und deren getreue Nacheiferer, die nur einen gesteigerten Ertrag im Kopfe haben) *kamen* (und kommen immer noch) *alle ohne viel Kenntnis des Bodens; und sie unterstellten gar, dass Land weltweit einfach Land sei, Arroganz einerseits und Glaube an die Machbarkeit andererseits vereitelten Offenheit und Austausch mit einheimischen Bauern.*» Als wichtigste Aussage erscheint folgende Aussage Imfelds (S. 244): «*Wenn Institutionen von der UNO bis zur Welthandelsorga-*

nisation WTO (warum nicht zum Teil auch die FAO, Deza etc.?), *von der Weltbank bis zu vielen Hilfswerken heute über afrikanische Landwirtschaft nachdenken und reden, meinen sie primär Exportprodukte, also Cash Crops.* (Cash Crops, engl. für «Bargeld-Pflanzen», aus Wikipedia) «*In Tansania gelang eine Überwindung der Armut am meisten denjenigen Bauern, die ihre Landwirtschaft wie früher diversifizierten und neben Nahrungsmitteln für den Eigenkonsum Cash Crops (Gemüse, Obst, Vanille) anbauten und Vieh hielten*». «*Es geht um Rohstoffpreise und Devisen, mit denen letztlich niemand den Magen füllen kann und satt wird. Wenn eine Regierung von Landwirtschaftsprodukten redet, meint sie längst nicht mehr die Versorgung von Menschen, sondern die der Staatskasse.*» Es wird zwischen Bibel und Marx parlamentiert, nur nicht afrikanisch. Imfeld versucht uns an die Ursprünge der afrikanischen Agrarkultur zurückerinnern zu lassen um damit in die Zukunft zu starten. So gibt er Afrika auch dessen Würde zurück. Wie steht es aber mit den Religionen, gibt es da auch etwas zurückzuerstatten?

Afrika als Weltreligion



Es gibt nicht unbedingt etwas zurückzuerstatten, aber gewisse Meinungen und Vorurteile sind zu revidieren. Wenn sogar Koryphäen wie der Schweizer Theologe Hans Küng in seinem 1984 erschienen Monumentalwerk «Christentum und Weltreligionen», aus dem heraus sich sogar das Projekt Weltethos entwickelt hat, Afrika keine Weltreligion zugesteht, dann ist es Zeit seine eigene Stirne in Falten zu legen. Durch Nichterwähnung wird einer Kultur manchmal mehr Schaden zugefügt als durch einfache Geringschätzung. Der bekannte (katholische) Theologe, Philosoph und Kulturanthropologe René Girard, ein Franzose, der seit langem in den USA lebt und dort auch doziert, hat den Begriff des Sündenbocks unter die Lupe genommen. Und siehe da, was rückblickend eigentlich nicht erstaunlich ist: der ursprüngliche Sinn des Sündenbocks, nämlich der eines veritablen Ziegenbocks, dem man symbolisch alle Sünden des Volkes Israel auf den Buckel schob und den man dann in die Wüste schickte, wurde durch genauso veritable Menschen und Völker ersetzt, denen man seine eigenen Sünden, Misserfolge und Fehler übertrug. Solche Ablenkungsmanöver von selbstverursachten, hausgemachten missliebigen Ereignissen wurden und werden durch unkontrollierbare Erfolge im Ausland kaschiert. Die Kultur wird durch Unkultur ersetzt, der Mensch, hier der Afrikaner, zum Wesen zweiter Klasse degradiert. Wie im Sport, wo es nur einen Gewinner gibt, aber tausend Verlierer. *Religion beginnt mit Mythologie und Magie,* benennt Imfeld ein Kapitel. Er spricht von Schamanismus, vom Übergang vom Sakralen zum Profanen. Er beginnt zu schwärmen, meiner Ansicht nach zu Recht: «*das Afrikanische muss wie eine Nuss geknackt werden, um zum Kern zu gelangen.*» oder «*das Afrikanische ist wie eine Zwiebel, die man hautweise schälen kann.*», oder noch poetischer «*Das ‹Afrikanische› in der Religion könnte mit diesen millionenhaften Vogelschwärmen verglichen werden: Vögel, die im Winter in Afrika weilen und dann im Frühjahr nach Europa zurückfliegen... sie leben in beiden Kontinenten... Sie sind zugleich afrikanisch und europäisch, je nach Standpunkt... Sie sind aber auch afrikanisch, christlich und islamisch... kein Synkretismus... warum sehen wir es nicht unter dem Gesichtspunkt von Respekt und Toleranz?*» Imfeld wertet die afrikanische Religion als Religion ohne Buch, dafür mit Tönen, mit Musik, die wir Europäer nur als angenehme Geräuschkulisse wahrnehmen. *Heutige Afrikanische Bischöfe oder Kirchenführer seien in ihren Köpfen westlicher als westliche Amtsträger.* Da ist also entwicklungsgeschichtlich (und zukünftig) nicht viel zu erwarten. Imfeld beruft sich auf zwei Schweizer Psychoanalytiker: Fritz Morgenthaler (1919 Oberhofen BE – 1984 in Addis Abeba), Arzt, Psychoanalytiker, Jongleur, Schriftsteller und Maler, Sohn des bekannten Malers Ernst und von Sasha Morgenthaler, der Schöpferin der Sasha Puppen. Der zweite, Paul Parin(1916–2009), Psychoanalytiker und Ethnologe. Von ihnen stammt die Aussage: ***«Weisse denken zu viel»,*** was nach Imfeld «*nicht heisst, das die anderen nichts denken, sondern dass sie vielschichtiger denken, nicht nur mit dem Kopf, auch mit der Seele, dem Bauch, der Blase. Man könnte auch sagen: Weisse denken zu wenig, weil sie separieren statt einbeziehen, isolieren statt integrieren*».

Buchbesprechungen

Afrika kennt den Monotheismus nicht. Hier einige fundamentale Aussagen von Imfeld: *«Monotheismus macht intolerant; afrikanische Menschen können sehr tolerant in Bezug auf Religion sein.» – Afrikas Gottheiten werden nicht gross geschrieben («no capital letters, and thus less awesome and less jealous»).* Die Götter sind somit weniger ehrgebietend und erregen so weniger Eifersucht (auch unter den Gottheiten untereinander). Der Afrikaner ist mehr mit der Natur verbunden und liebt es, Gott etwas menschlicher zu machen und weniger mächtig werden zu lassen.

Imfeld bezeichnet die Afrikanische Religion als eine Weltreligion der Zwischenwelten, die aus lauter Subkulturen bestehe. Sie beinhalte auch eine globale Ethik. Imfeld: *«Ich wage auch jetzt zu schreiben: Ja, afrikanische Religion ist auch eine Ethik, eine Orientierungsweise auf religiössakraler Grundlage, eine Form der Trauer über die tragische Geschichte, eine Poesie, ein Blues über ein scheinbares Versagen. Sie ist tief melancholische Trauerarbeit und explosive Lebensbejahung zugleich, einmal nacheinander, dann gleichzeitig, parallel, dann wie Pfeile gekreuzt, gebündelt, verschmiert und veraltet, dann neu als Keime wie Sprösslinge aus der Trockenheit an die Luft drängend».*

Dass diese Aussagen einen bestandenden Theologen und europäischen Gläubigen zu verwirren vermögen, diese Tatsache soll nicht davon abhalten uns mit Afrika zu beschäftigen, mit Respekt und Toleranz. So werden auch für uns herrliche Früchte der Zusammenarbeit abfallen.

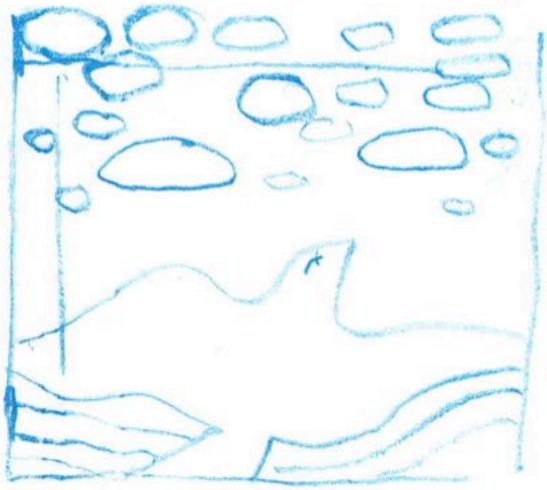
Eigentlich führen die bis jetzt erwähnten Bücher nahtlos zum nächsten über:

Mission beendet

Kein Ausrufezeichen, kein Fragezeichen. Kein Ausrufezeichen für die, die alles schon und noch viel besser gewusst haben und voller Schadenfreude auf pikante Details gehofft haben. Das Fragezeichen, das Vergangenes wohl in Frage stellt, verwandelt sich am Schluss in eine zuversichtliche Ermunterung: *«Missionare sollen Menschen sein, die Horizonte aufreissen, aus Distanz heraus das Eigene sehen lernen und dadurch auch relativieren, respektive (das Eigene) in den globalen Kontext stellen». «Für die Mission könnte das heissen: Wir zogen in alle Welt hinaus und entdeckten sukzessive, dass Missionierung uns selbst beauftragt, menschlicher, mitmenschlicher und ehrfürchtiger zu werden.»*

Imfeld plädiert für einen Gesinnungswechsel. Der Missionar soll nicht lehren, belehren, sondern eine Vorbildfunktion ausfüllen. Diese Meinung ist nicht allzu weit von der unseren entfernt, aber nicht genau deckungsgleich, nämlich sein Gegenüber partizipieren zu lassen und das auf Augenhöhe, was in der Behindertenbetreuung schon seit längerem Einzug gehalten hat.

Imfeld: *«Jesus war eigentlich kein Theologe, sondern Heiler (griech. Soter). Seine Botschaft: Menschen zu heilen.» «Ich darf sagen, dass die Mission im Gesundheitsbereich am besten abschneidet»* (an anderer Stelle: Gesundheits- und Bildungswesen, also genau die zwei Sparten, wo sich Projekt Synesius engagiert).



Lesenswert? Empfehlenswert! Alle drei Bücher und auch seine anderen, die hier nicht erwähnt wurden. Aber bitte vergessen Sie nicht, seine Gedichte zu lesen. Diese schweben über den Buchstaben und deren notgedrungenen Ungenauigkeiten.

Elefanten in der Sahara,
Agrargeschichten aus Afrika,
Rotpunktverlag Zürich, 2009,
ISBN 978-3-85869-404-1

Afrika als Weltreligion,
Zwischen Vereinnahmung
und Idealisierung,
Stämpfli Verlag, Bern, 2011,
ISBN 978-3-7272-1314-4

Mission beendet,
Nachdenkliches zur religiösen
Eroberung der Welt,
Stämpfli Verlag Bern, 2012,
ISBN 978-3-7272-1353-3

Aus dem Gedichtband von Al Imfeld: *transit memorials* (dendron 2009)

du wartest irgendwo
an einer strasse afrikas
auf den bus
bereits stunden verspätet
es fahren welche zwar vorbei
aber keiner hält
vorbei und du wartest
auf deinen bus